

Gib mir Menschen

Ernst Vlcek-Sonderausgabe in zwei Bänden:

Band 1: Gib mir Menschen

Band 2: Der kosmische Vagabund

9. Januar 1941 – 22. April 2008

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Ernst Vlcek'. The signature is stylized and somewhat abstract, with the first part resembling a large 'E' and the second part resembling 'Vlcek'.

Ernst Vlcek

Band 1

Gib mir Menschen

Fabylon

Dieser Titel ist auch als fabEbook erschienen.

Zusammengestellt und herausgegeben von Uschi Zietsch

Umschlag (Cover + Gestaltung): Timo Kümmerl
Grafiken: Michael Wittmann »Wapo«,
Crossvalley Smith (in Gedenken)

Lektorat und Redaktion: Uschi Zietsch
Satzlayout: Stefan Friedrich, Garching
Herstellung: booksfactory

Frühere Ausgaben der Sammlung:
1980, 1987 (Pabel/Moewig, Rastatt)

© 2015 by Fabylyon Verlag
www.fabylyon.de
eMail: team@fabylyon-verlag.de

Originalausgabe. Alle Rechte vorbehalten.

Mit herzlichem Dank an Regina Vlcek für die Abdruck-
genehmigung und Susanne Schmidt für die
Zurverfügungstellung der Grafiken von Crossvalley Smith.

ISBN: 978-3-927071-90-2

INHALT

Vorwort von Klaus N. Frick.....	7
Einleitung	9
Gib mir Menschen.....	13
Das Mädchen Zeitlos	35
Ein Motor wie Monika	53
Der tiefgekühlte Alptraum	55
Wo lassen denken?.....	87
Herrgottschnitzer	117
Tausche multiple Unsterblichkeit gegen einfachen Tod	119
Der geduldige Buchhalter	145
Lockruf der Amazonen.....	153
Es kommt eine kleine Überraschung	165
Der 13. Adam	169
Die kosmischen Freibeuter	189
Blütezeit	213
Safari zu den Sternen.....	237
Rückkehr vom Sirius.....	257
Jagd der Amazonen	279
Bonus-Story: Nur ein kleiner Wapo.....	293
Schlusswort und Anmerkung	331
Umschlagentwurf in Gedenken an Crossvalley Smith	333
Inhalt von Band 2:	
Der kosmische Vagabund (Neuaufgabe des ersten publizierten Romans)	
Ernst Vlcek im Interview	
Über Ernst Vlcek (Grafiken, Cartoons, Worte der Familie)	
Gesamt-Bibliographie	

Er war ein großer Erzähler

von Klaus N. Frick

Denke ich über Ernst Vlcek nach, fallen mir zahlreiche Begegnungen ein, Gespräche und Spaziergänge. Es tauchen Bilder in meinem Gedächtnis auf, die lange nachwirken, Bilder von einem Mann, der sehr vielseitig war und der in seinen zahlreichen Facetten immer wieder überraschte.

Wenn man es genau nimmt, habe ich ein Jahrzehnt lang sehr intensiv mit Ernst Vlcek zusammengearbeitet, davor und danach standen wir zudem in einem persönlichen Kontakt. In unzähligen Telefonaten haben wir uns die Köpfe über Romane und Ideen zerbrochen, wir haben Hunderte von Faxen und Briefen gewechselt – das war die Zeit vor der E-Mail –, und nicht nur einmal habe ich ihm eines gesagt ...

»Wie wäre es denn, wenn du mal wieder Kurzgeschichten schreiben würdest?« Ich kannte seine Science-Fiction-Stories, ich wusste, dass er sie selbst mochte. »Nimm dir die Zeit«, forderte ich ihn auf, »zieh dich in deine Hütte im Gebirge zurück und lasse deiner Phantasie freien Lauf. Dann kommt immer etwas heraus.«

Denn das war es, was diesen Autor immer auszeichnete: das Füllhorn der Phantasie, aus dem er schöpfen konnte. Ernst Vlcek sprudelte vor Ideen über, und er überzeugte seine Leser dann, wenn ihn kein Korsett bremste oder er sich nicht eingeeengt fühlte.

Wer sich ein wenig mit der Arbeit von Autoren und der Systematik des Schreibens beschäftigt hat, der weiß, dass es – grob gesagt – zwei Arten von Schriftstellern gibt: Die einen schreiben drauflos und überlassen sich ihrer Phantasie, die anderen planen sehr genau und arbeiten nach ihrem eigenen Plan, häufig sehr stur und geradlinig.

Ernst Vlcek war keiner von den Autoren, die ihre Texte im voraus exakt strukturierten und klar gliederten. Er war ein begnadeter Erzähler, einer von denen, bei denen die Phantasie sprudelt. Und wie sie bei Ernst Vlcek sprudelte! Er dachte sich die unglaublichen Bösewichte in der Gruselserie DÄMONENKILLER aus, er brachte die Fantasy-Wesen in MYTHOR zum Leben, und er präsentierte in der Science-Fiction-Serie PERRY RHODAN zwielichtige Gestalten zwischen Gut und Böse, zwischen der Welt der Sterblichen und dem Jenseits.

Er war bei alledem kein erstrangiger Stilist. Bei Ernst Vlcek zählte die Geschichte, waren die Ideen und die Charaktere wichtig. Vor allem in seinen Romanen – da ließ er seiner Phantasie gern freien Lauf und kümmerte sich nicht unbedingt um wissenschaftliche Exaktheit oder anspruchsvolle Satzkonstruktionen. Da konnte im Exposé einer Science-Fiction-Serie auch ein Ritter mit einem Flammenschwert auftauchen, da durften sich Welten begegnen und Zeiten hüpfen – im Zweifelsfall sorgte der Ideenreichtum des Schriftstellers dafür, dass der Leser das alles glaubte und mit Faszination nicht nur hinnahm, sondern begeistert aufsaugte.

Ganz anders war Ernst Vlcek bei seinen viel zu wenigen Kurzgeschichten. Hier feilte er an den Sätzen, hier arbeitete er offensichtlich intensiv an jedem einzelnen Wort. Das Ergebnis sprach stets für sich, und man merkt das, wenn man sich seine Texte von früher mit dem Auge von heute anschaut.

Seine Hauptfiguren sind keine Helden ohne Fehl und Tadel, sie sind meist eigensinnige und eigenständige Charaktere, die sich durch eine Welt schlagen müssen, in der sie sich nicht immer wohl fühlen. Gelegentlich verzweifeln sie an ihrer Umwelt, immer wieder überwinden sie Schwierigkeiten unterschiedlichster Art.

Vor allem aber konfrontiert sie der Autor häufig mit ungewöhnlichen Perspektiven. Wer als letzter Mensch unterwegs ist, hat einen anderen Weltblick als jemand, der sich für einen Verdammten hält. Er schaut vor allen Dingen nicht aus denselben staunenden Augen auf die Welt, wie jemand, der eine Geschichte liest, die in einem Buch veröffentlicht worden ist.

Ernst Vlcek hatte als Autor die Gabe, anderen Menschen – seinen Lesern – eine Welt vor Augen zu führen, die es nicht gab, die nur in seiner Phantasie existierte und die er mit seinen Worten zum Leben erweckte. Er schuf Welten, manchmal nur in wenigen Sätzen, die in der Gedankenwelt des Lesers oder der Leserin nachwirkten, er schmückte sie aus und gestaltete sie zu kleinen Kunstwerken.

Er war ein großer Erzähler. Es ist traurig, dass er nur so wenige Kurzgeschichten hinterlassen hat. Aber diese Kurzgeschichten sind es wert, dass man sie liest und wieder liest und sie nach einiger Zeit erneut zur Hand nimmt, um sie mit einem anderen Blick ein viertes oder fünftes Mal zu lesen.

Karlsruhe, im Juni 2015

Es wird noch so kommen, dass ich mich eines Tages in einer meiner Alptraumvisionen wiederfinde und mir mein trautes Heim nicht mehr vertraut ist. Ich habe genug Vorstellungskraft, um mir dieses unerwünschte, beängstigende Morgen vorstellen zu können.

Diesen Tag ohne Licht, die Fensterviervierecke ausgefüllt mit Schwärze, die von keinem Lichtstrahl durchdrungen wird. Ein Nichts. Ein finsternes Vakuum, das ausgefüllt ist mit giftigem Brodem und ein einziger, endloser Morast ist, durch den, unsichtbar und doch greifbar, alle denkbaren Monstrositäten stapfen, die die scheinbare Totenstille mit ihrem Wehklagen und ihrem mörderischen Gebrüll erfüllen. Sie rufen mich! In dieser von Schauergestalten bevölkerten Leere wird es kein Überleben geben, keinen Zufluchtsort, der einem Gejagten wie mir Asyl bieten könnte.

Nur die eigenen vier Wände werden mir und meiner Familie Schutz bieten. Aber es ist eine trügerische Sicherheit, eine papierene Bastion, die jederzeit von den Belagerern eingerannt werden kann. Wir werden Gefangene meiner Phantasie sein und die Fenster und Türen verrammeln, um diese von mir erdachten Ausgeburten auszusperren.

Es wird ein böses Erwachen geben, und es mildert die Schrecken nicht, wenn ich das Kommende schon heute ahne. Das Ereignis wird mich ebenso überraschen wie die Meinen, nur werde ich in dieser Stunde der Wahrheit die Ruhe bewahren müssen, um nach einem Ausweg aus diesem Dilemma zu suchen. Denn nur ich allein werde diese Bedrohung abwehren können.

Ich werde meine Entschlüsse schon fassen, während die anderen noch schlafen. Und wenn ich aufstehe, um mich für den schwersten Gang zu rüsten, wird ein Nuscheln unter der Decke hervorkommen, die sich meine Frau bis zu den Augen hochgezogen hat. Das tut sie auch heute, weil sie bei offenem Fenster schläft, obwohl sie friert, und sie wird es auch dann tun wollen, wenn es so kommt, wie ich fürchte. Nur werden wir uns in dieser Zeit ein offenes Fenster nicht leisten können, weil sonst all das Schlechte und Abartige eindringt, das ich in vielen Jahren abgestoßen habe und erledigt glaubte, das aber nun wie ein Bumerang auf mich zurückkommt.

»Weißt du, Schatz«, werde ich sagen, »ich habe mir gerade überlegt, dass es gar kein Problem wäre, wenn wir einen Sohn hätten, der Petroleum hieße. Wir könnten ihn einfach Pedro nennen, und die Leute würden gar nichts merken.«

An dieser Redensart wird sie merken, was los ist. Sie wird

unter der Decke hervorkommen, die ihr keinen Schutz bieten kann, und im Halbschlummer Verwirrung und Unbehagen zeigen.

»Ist es wieder einmal soweit?«, wird sie besorgt fragen. »Ist es denn noch nicht vorbei?«

»Es beginnt erst.«

»Oh nein, nicht schon wieder. Mach endlich Schluss mit deinen Freaks und Monstren und Marsmenschen. Rechne mit ihnen ab.«

»Das werde ich tun!« Doch sie wird das anders auslegen. Sie wird meinen, dass ich meine Eigenwelt ignorieren soll, um sie so zu eliminieren. Aber das wird nicht gehen, denn sonst müsste ich mich selbst verleugnen; der einzige Ausweg wird sein, mich meinen geistigen Schöpfungen zum Kampf zu stellen. Und dazu werde ich mich entschließen: »Ich stelle mich dieser Bande von Abnormitäten!«

Mein Wankelmüt hat sie in der Vergangenheit immer erbost, aber meine zukünftige Entschlossenheit wird sie entsetzen. Sie wird mich anflehen und zu überreden versuchen, das Schreiben einfach aufzugeben und mich etwas Sinnvollerem zu widmen, zum Beispiel ihr und den Kindern. Aber sie haben ja ihren Platz in meinem Universum.

»Verlange nicht von mir, dass ich das Atmen einstelle«, werde ich sagen und das Schlafzimmer verlassen, in dem festen Entschluss, der häuslichen Idylle den Rücken zu kehren. Aber auf meinem Weg sind zwei Hindernisse zu überwinden; meine Herren Söhne, neun und fünfzehn, die in diesem zeitlosen Alptraum nicht gealtert sein werden, wie überhaupt alles unverändert zu sein scheint.

»Papa, warum sagt man eigentlich Rothäute? Indianer sind doch nicht nur heute rot.« Das sind Worte, die ich meinem Filius in den Mund gelegt haben könnte. Aber ich werde mich durch diese Frage nicht aufhalten lassen.

»Was machst du?«

»Ich gehe hinaus, um das Dunkel zu vertreiben.«

»Aber es scheint die Sonne.«

Glückliche, ahnungslose Kinderseele, ich werde dir deinen Glauben an die heile Welt nicht nehmen, ich werde sie dir zurückgeben. Ich werde wissen, was zu tun ist, Geister, die man rief, kann man nur durch noch mächtigere Geister austreiben. Das ist wie Feuer mit Feuer bekämpfen.

Und dann werde ich hinaustreten in diese Welt, die sich als die gewohnte darbietet, aber durch mich zu einer gegensätzlichen geworden ist. Mit einer stürmischen Atmosphäre, einem

Orkan in Momentaufnahme. Die Frühlingsluft so klirrend wie Eis und gleichfalls dickflüssig wie Magma. Der Boden unter den Füßen ein Sumpf ohne Halt, mit dem Unten nach oben und seitenverkehrt. Das Innere nach außen und in sich gestülpt. Gehen ist Treten am Platz, und du lässt eine unendliche Anzahl von Welten an dir vorbeiziehen, die dann, wenn es so kommt, Realität geworden sind. Vielgestaltige Geschöpfe werden Revue passieren – Geschöpfe, denen allen ich Leben eingehaucht habe.

Ich werde die Konfrontation mit ihnen suchen, und ich weiß schon jetzt, dass sie ihren ganzen angestauten Unmut, der sich zu Hass gesteigert haben könnte, an mir werden abreagieren wollen. Doch werden sie mich nicht antasten können, weil ich der Mittelpunkt ihres Seins bin und es sie ohne mich nicht geben kann.

Oh, ich kenne ihre Anklage.

»Du glaubst, dich selbst reinigen zu können, indem du alles dir Unliebsame in krause Gedanken verpackst und niederschreibst. Du hast dir damit ein Ventil geschaffen und entledigst dich allen Ballastes beim Drauflosfabulieren, weil du glaubst, so eine Sphäre der Sicherheit und Geborgenheit um dich zu schaffen. Du hast deinen Schmutz aufs geduldige Papier abgeladen, statt ihn in dir zu filtern. Du hast deine persönlichen Probleme nicht gelöst, sondern von dir gewiesen und in kümmerliche Gestalten verpackt, in der Hoffnung, dass sie sie für dich lösen. Doch deine Problemträger haben versagt, sie mussten versagen, zerbrechen, weil du sie nicht mit der nötigen Widerstandskraft ausgestattet hast. Aber was machte es dir aus, du meintest, auf diese Weise deinen Haus- und Seelenfrieden zu sichern. Du kleiner erbärmlicher Schreiberling! Jetzt wird dir die Rechnung präsentiert. Wir haben uns zusammengetan, wir, die Schöpfungen deiner Phantasie, um von dir Sühne zu verlangen.«

So wird es sein: Ich werde die um mich wirbelnden Nebel nicht zu fassen bekommen, die Schemen nicht identifizieren können, bis sie Gestalt annehmen und zu Menschen, Männern und Frauen und Kindern aller Altersgruppen werden.

Sie werden mir ein vertrauter Anblick sein. Ich kenne sie alle, die erschienen sind, um mich zur Rechenschaft zu ziehen. Denn sie sind durchwegs meine geistigen Produkte, meinem Gehirn entsprungen.

Und auf einmal wird mich ein Sog erfassen und mich in eine der wahrscheinlichen Welten werfen . . .

Gib mir Menschen

MARTIN KORNER, LETZTER MANN AUF ERDEN.

Vielleicht gibt es irgendwo im Amazonasgebiet einen einzelnen Indio, der noch nichts von Prana gehört hat und der deshalb nicht mit der übrigen Menschheit verschwinden konnte. Möglich auch, dass sich an einem anderen versteckten Ort noch ein Einsiedler wie Martin aufhält. Aber das weiß er nicht. Er hat jedenfalls schon seit einer Ewigkeit keine Spur mehr gefunden, die auf die Existenz anderer Menschen hinweist, hat kein Lebenszeichen erhalten, obwohl er verzweifelt danach Ausschau hält. Er ist allein mit seiner Tochter, sonst gibt es niemanden.

Beinahe hätte er es nicht mehr geschafft. Zuerst die Wölfe im Wald, dann der Schneesturm auf dem freien Feld – und Nebel. Nebel, so dicht, dass er die Hände nicht vor den Augen sehen konnte. Er hat ein paar Mal seine eigene Spur gekreuzt und ist dabei halb wahnsinnig geworden.

Aber da ist die Hütte. Er sieht die Umriss durch den Schneevorhang, erreicht die Tür und schiebt den Riegel auf. Jawohl, wenn er weggeht, dann verschließt er die Tür von außen, damit Sandra nicht versehentlich hinausläuft und irgendeinem wilden Tier zum Opfer fällt.

Vor einigen Tagen hat er die Spur eines Berglöwen entdeckt. Weiß der Teufel, wie der in die Alpen gekommen ist. Mag sein, dass sein früherer Besitzer ihm die Freiheit gegeben hat, als er fortging. Prana, du weißt schon.

Die Erde gehört wieder der Natur.

Die Menschheit ist nicht in ihrem eigenen Dreck erstickt. Es gibt keine qualmenden Schlote mehr, keine Chemikalien in den Flüssen, keine Luftverpestung durch Autoabgase ... Gäbe es die nur! Die Natur hat Zeit, sich zu regenerieren. Jahrhunderte oder Jahrtausende von Jahren, wer kann das schon sagen.

Er stürzt in die Hütte, in der eine heillose Unordnung herrscht. Es stinkt, und es ist kalt. Sandra, am Tisch hinter einem Berg aus bekritzelten Zeichenblättern und Abfällen, ist ganz blaugefroren. An der Nasenspitze hängt ein Eiszapfen. Nur ihr Kopf und die Arme ragen aus dem Müllberg, der aus leeren Konservendosen und anderem Verpackungsmaterial von Lebensmitteln besteht. Ja, aufs Futtern versteht sie sich!

»Kann man dich nicht einmal einen Tag allein lassen!«, schreit er sie an. Aber er war volle drei Tage weg. Und wenn schon, er hat ihr deswegen beigebracht, allein aufs Klo zu

gehen und wie man Feuer im Ofen unterhält. Und sie kann's. Doch sie tut es nicht, wenn sie allein ist. Unter seiner Aufsicht macht sie noch ganz andere Sachen. Auf sich allein gestellt, ist sie hilflos; dabei ist sie schon vier.

Er macht zuerst Feuer, dann setzt er Wasser auf und daneben einen Topf, in dem er einen Block Tiefgefrorenes von der Form und der Farbe eines Ziegelsteins schmelzen lässt. Gulaschsuppe, darauf freut er sich, denn er ist halb verhungert. Wie die Wölfe um den Tamberg. Es scheint, dass der Berglöwe ihnen das Rotwild vertrieben hat.

Noch vor dem Essen macht er sich daran, zuerst einmal die Unordnung aufzuräumen. Schweinerei! Sandra schaut ihm dabei mit großen Augen, aber reglos zu. Sie interessiert sich für nichts, an ihr prallt alles ab, und um sie ist ein Mief ... ein Mief, sage ich dir! Er entkleidet sie, wäscht sie und zieht ihr frische Kleider an, und sie lässt es teilnahmslos mit sich geschehen. Wenn es nach ihr ginge, würde sie nur ihr Fressbedürfnis stillen und sonst nichts tun. Ja, die Vorratskammer plündern, das kann sie, und wenn es sein muss, dann spaltet sie die Konservendosen auch mit dem Beil, um an den Inhalt heranzukommen.

Er fällt wie ein Tier über den Topf mit der Dicksuppe her. Wie das dampft und schmeckt, das heißt, er ist viel zu ausgehungert, um der Speise irgendeinen Geschmack abgewinnen zu können. Aber sie füllt seinen Magen mit wohliger Wärme. Sandra kritzelt wieder aufs Papier.

»Das Teleskop ist weg«, sagt er schlüpfend. »Musste es auf dem Gipfel zurücklassen, als das Unwetter aufzog.« Er ist bei klarem Himmel und strahlendem Sonnenschein aufgebrochen. Auch als er den Gipfel erreichte, herrschte noch richtiges Kaiserwetter. Prima Aussicht von dort oben, man sieht weit ins Flachland hinein.

Aber nirgends einen Menschen. Und dann bewölkte sich der Himmel in Sekundenschnelle, und er hatte nicht mehr die Zeit, das Teleskop zusammenzupacken und mitzunehmen, sondern machte, dass er wegkam. Da brach auch schon der Schneesturm los.

»Ich werde es im Frühjahr holen«, sagt er und rülpst. Sandra zeigt ein Lächeln. solche Laute sind ihr vertraut, sie gibt keine anderen von sich. Das ist ihre Art des Redens.

»Bebbel-a-Babbel-dada«, sagt sie.

»Vielleicht gibt's mal Föhn, dann kann ich eher hinauf«, sagt Martin und hebt drohend den Zeigefinger, als er fortfährt: »Aber nur, wenn du artig bist.«

Sie wird es nicht sein, er weiß es. Sie wird sich nicht zusammenreißen und nicht allein aufs Klo gehen, sondern die Vorräte plündern und die Hütte in einen Saustall verwandeln.

Jetzt herrscht wieder Ordnung, und er fühlt sich gut. Gerade noch hat er geglaubt, zum Umfallen müde zu sein, aber jetzt fühlt er sich eigentlich recht munter.

»Bam-dada. Dada!«, sagt Sandra, und ihre Basedowaugen hängen an dem Bilderrahmen an der Wand.

Er geht hin, nimmt ihn ab und kehrt damit auf seinen Platz zurück. Er setzt sich wieder und legt den Bilderrahmen mit der Vorderseite nach oben auf seinen Schoß. Zwischen der Rückwand und dem Glas ist ein abgegriffenes Blatt Papier eingeklemmt. Darauf stehen vier Zeilen in verschiedenen Handschriften. Unter jeder Zeile sieht man noch deutlich die geraden Faltstellen.

»Ja, das waren noch Zeiten«, sagt er versonnen. Sandra brabbelt irgendetwas. »Ja, ja«, sagt er wieder und wieder: »Ja, ja. Es war eine beschissene Zeit, aber heute erscheint sie mir wie eine goldene. Damals war die Welt noch voller Menschen. Doch wer war sich dessen schon bewusst? Ich meine, man lebte ja nicht miteinander, sondern nebeneinander. Jeder ein unerreichbarer Geist für den anderen.«

Sandra gibt wieder eine Reihe unartikulierter Laute von sich, und er sagt, als könne er einen Sinn und besonders eine Frage heraushören, wie zur Antwort:

»Der Vierzeiler stammt aus einer Zeit, da war Prana noch kaum ein Begriff. Die Menschheit schien der Selbstvernichtung entgegenzustürmen, und ich versuchte, meine innere Leere durch alle erreichbaren Sinnesgenüsse aufzufüllen. Damals hasste ich die Menschen noch nicht – will sagen, dass ich es selbst noch gar nicht wusste, wie ich auch gar nicht wusste, dass ich innerlich eigentlich tot war. Es war die Zeit der ausgelassenen Partys, des süßen Lebens als Selbstzweck. Der zur Schau gestellte Nonkonformismus und die Respektlosigkeit vor der Schöpfung wurde zur Selbstbeweihräucherung. Schau herab, Herr, wenn es dich gibt, und versuche, uns die Selbstbestimmung streitig zu machen. Heute sehe ich es, als wären Adam und Eva milliardenfach daraufhin aus dem Paradies vertrieben worden. Und unsere infantilen Spiele, die wir für intellektuell hielten! ER hat dabei Regie geführt! Und ER hat uns ein Zeichen gegeben, das ich heute besser deuten kann als je.«

Er klopft mit dem Knöchel auf das Glas, hinter dem sich

der Zettel mit dem Vierzeiler befindet: Das Produkt eines der intellektuellen Schreibspiele aus jener Zeit. Die Regeln waren einfach.

Es wurde ein Thema gestellt, etwa »Alleinsein«, wie in diesem Fall. Jeder musste eine Zeile dazu beitragen, ohne dass er sah, was sein Vorgänger zu Papier gebracht hatte. Aus diesem Grund wurde der Zettel unter jeder Zeile gefaltet und diese abgedeckt. Es war die *Methode der köstlichen Leiche*, wie sie die Surrealisten um Marcel Duchamp Ende des ersten Viertels des 20. Jahrhunderts in der Rue du Chateau Nummer 54 in Paris praktiziert hatten. Dieses klassisch gewordene Spiel hat seinen Namen von dem ersten Satz, der auf diese Weise entstand: »Le cadavre – exquis – boira – le – vin – nouveau« / »Die Leiche – köstlich – wird trinken – den – Wein – neu.«

Er, Martin Korner, letzter Mann der Erde, fühlt sich als diese wirklich köstliche Leiche.

»Willst du hören, was bei unserem Spiel herausgekommen ist, Sandra?«, fragt er das kleine Mädchen, und sie antwortet mit einer Reihe sinnloser Buchstabenkombinationen. Es mutet an wie eine einstudierte Zeremonie, die Liturgie einer eigenen Religion der beiden letzten Menschen. Dieser Vorgang hat sich zwischen Vater und Tochter schon oft wiederholt. Der Ablauf ist immer der gleiche. Wie dumm und unnützlich die Vierjährige auch sein mag, sie scheint es sich gemerkt zu haben, dass dem bloßen Blick zum Bilderrahmen unweigerlich eine bestimmte Prozedur folgt, die mit dem Erzählen einer Geschichte verbunden ist. Es handelt sich immer um dieselbe Geschichte, die ihr Vater da erzählt, aber sie scheint sie zu mögen, obwohl sie sie schon dutzende Male gehört hat. Vielleicht aber fühlt sie nur instinktiv, dass ihr Vater das braucht. Er muss sich reden hören, er muss zu jemandem sprechen und ihn an seinen Erinnerungen teilhaben lassen. Auch wenn die Zuhörerin nur eine debile Vierjährige ist. Er hat nur noch sie und diese Erinnerungen, denn die Menschen sind ja fortgegangen. Alle. Einfach weg, wer weiß schon wohin?

Und der Mann liest; früher hätte wohl nur ein gläubiger Mensch einen Psalm so ehrfürchtig rezitiert.

*Alleinsein ist das Fegefeuer
Doch höllisch ist die Zweisamkeit
Deine Einsamkeit im Strom der Massen.
Drum gib mir Menschen.*

Die zweite Zeile stammt von Sandra – seiner Frau Sandra. Sie hat das Joch der Ehe immer schwer getragen. Den Schlusspunkt hat er selbst gesetzt. Damals hat er ihn für einen guten Gag gehalten. Aber wie oft hat er inzwischen schon diesen Verzweiflungsschrei getan? Gleichwohl ist er noch immer allein. Sandra zählt ja nicht. Sie ist nicht ganz richtig im Kopf und hat nichts von den Fähigkeiten ihrer Mutter geerbt.

Aber sie kann wenigstens zuhören, und er spricht zu ihr, als könne sie verstehen, was er sagt.

»Sandra war nie eine treue Ehefrau«, erzählt er; es ist mal wieder soweit, dass er das loswerden muss.

